

Vorwort

Ein junger Mann allein im Gebirge, vor sich eine eisige weite Fläche und einen schwer zu erreichenden Gipfel – so sehen wir ihn auf einem Sepia-Foto aus den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Der da sitzt, den Arm leicht auf dem Knie abgestützt, ist entspannt und angespannt zugleich. Er wartet auf etwas, er denkt nach, er macht eine Pause.

Konkret ist es der Offizier Friedrich Karl Klausing, der sich während einer Winterkampfübung seines Ausbildungslehrgangs auf der Trögel-Hütte in der Nähe von Garmisch-Patenkirchen befand. Aber dieser Moment der Einsamkeit und des konzentrierten Wartens trifft auf fast alle Personen zu, die wir in diesem Buch porträtieren. Es sind zehn Personen aus dem Kreis oder dem Umfeld jener Verschwörer, die einen Staatsstreich zur Entmachtung des NS-Regimes planten, der mit dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 beginnen sollte. Alles, was sie planten und taten, war durch einsame Entscheidungen und unsichere Erfolgsaussichten gekennzeichnet.

Wer damals bereit war, gegen den Strom seiner Zeit zu stehen und sein Leben aufs Spiel zu setzen, »war zur Einsamkeit im eigenen Volk verurteilt«, betonte der frühere polnische Botschafter Janusz Reiter am 20. Juli 2012 in seiner Gedenkrede im Ehrenhof der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin. Tatsächlich verkörperten die hier Porträtierten mit ihrem Vorhaben nicht den Willen ihres Volkes, sie konnten, selbst bei Gelingen, nicht einmal auf Zustimmung rechnen. Sie wurden nicht vom Ausland gestützt und ermutigt. Sie waren allein.

Zwar gab es unter ihnen ein teilweise erstaunliches Netzwerk von familiären, berufsbezogenen, freundschaftlichen Verbindungen, die

wir in vielen der Porträts auch nachzeichnen können. Wer hinzukam, wurde in der Regel von einem Freund, Vorgesetzten, Verwandten oder Nachbarn angesprochen. Wer aber zusagte, riskierte viel, nicht nur für sich selbst, sondern auch für sein gesamtes soziales Umfeld.

Die meisten derjenigen, die wir hier vorstellen, sind den heutigen Zeitgenossen kaum bekannt. Damit geht es ihnen so wie circa 180 Personen allein aus dem Kreis des militärischen Widerstands, die zwischen dem 20. Juli 1944 und dem 8. Mai 1945 hingerichtet wurden – einige starben durch Selbstmord, um nicht unter der Folter in die Gefahr zu geraten, andere Mitverschwörer zu verraten. Wir haben zehn ausgewählt, doch auch die anderen verdienten das Interesse nachfolgender Generationen und sind es wert, nicht vergessen zu werden. Ihr persönlicher Anteil am Staatsstreich war höchst unterschiedlich. Einige standen im Zentrum der militärischen Umsturzplanungen, andere knüpften Kontakte zur zivilen Opposition. Was sie einte, waren die Gegnerschaft zum NS-Regime und der Wille, etwas zu tun. Das Interesse am Schicksal dieser Gruppe aber war immer merkwürdig gering. Als Vorbild schien sie nicht geeignet. Sei es, weil so viele aus diesem Kreis Militärs waren, denen man nicht traute; sei es, weil einige – keineswegs alle – früher selbst Anhänger des Nationalsozialismus gewesen waren, deren Geschichte mehr als zweifelhaft erschien; sei es, weil etliche Adlige darunter waren, mit denen man sich auch schwer identifizieren konnte. In der frühen Bundesrepublik spielte eine Rolle, dass der moralische Druck eines »anderen Deutschlands« in einem Volk von Schuldigen, Mitläufern oder doch von Menschen, die weniger gewagt hatten, als störend und unangenehm empfunden wurde.

Nicht zuletzt hatte das Misslingen des Attentats zusätzlich bittere Folgen für das Ansehen der Akteure im Nachhinein. Wer an so einem historischen Wendepunkt verliert, scheitert doppelt: Er scheitert in der Wirklichkeit, und er verliert auch den Respekt, dass es überhaupt möglich war, die Tat zu wagen. Auf der politischen Linken konnte schon deswegen wenig Interesse und Mitgefühl erweckt werden, da ja auch die eigenen Opfer in den Konzentrationslagern, vor dem Volksgerichtshof, in früher Verfolgung, in der Emigration und

im Exil kaum Gegenstand öffentlicher Trauer waren. In der DDR wurde dieses Erbe der »Opfer des Faschismus« zwar gepflegt, aber der militärische Widerstand wurde doch lange eher auf der Seite der »Täter« verbucht.

Was bei dieser Haltung kollektiver Gleichgültigkeit unter den Tisch fiel, war das Interesse an den einzelnen Personen, ihrer ganz individuellen Geschichte, ihren Zweifeln, Irrtümern, aber auch ihrem unerschrockenen einsamen Mut, viel zu wagen und oft nicht nur das eigene Leben zu riskieren.

Bei einigen der Porträtierten ist es notwendig, falsche historische Einschätzungen zu korrigieren, wie beim Meister seines Metiers, dem Nachrichten-General Fellgiebel. Manchmal ist beeindruckend, wie weit sie sich, um in Stauffenbergs Nähe zu bleiben, von allen familiären Bindungen trennen mussten, wie Klausling, der aus einem Haus überzeugter Nationalsozialisten stammte. Bei anderen ist faszinierend zu beobachten, wie das eigene Erleben der Diktatur aus einem Sympathisanten einen Gegner machte, der seinem Gewissen folgte, wie der Katholik Breidbach-Bürresheim. Man findet unter den Porträtierten ebenso einige, die von Anfang an Gegner dieses Regimes aus Machtmissbrauch und Terror waren und von äußeren Einflüssen unbeeindruckt blieben, wie der Offizier, Landwirt und Mitstreiter in der Bekennenden Kirche, Dohna, oder der Diplomat und liberale Weltbürger Bernstorff. Wiederum andere entwickelten sich zu unverzichtbaren Stützen im Hintergrund, die es brauchten, um so einen Staatsstreich zu wagen; dabei beeindruckt besonders die Entschlossenheit der jungen Offiziere Oertzen und Schulze-Büttger. Nicht jeder konnte zu den entscheidenden Aktionen aktiv beitragen, sein Anteil und das Risiko, das er durch sein Wissen und seine Unterstützung einging, waren deshalb nicht geringer, wie das Beispiel Plettenbergs zeigt, der in Königs- und Fürstenhäusern als Verwaltungsexperte diente.

Bei einigen schließlich wird man begreifen, wie schwer es war, einem solchen Verschwörerkreis, der ja auch in die soziale und berufliche Isolation und Perspektivlosigkeit führte, bis zum Ende treu zu bleiben. Keiner verkörperte das stärker als Gisevius, der mit seiner

Darstellung des 20. Juli nach dem Krieg auf fatale Weise das Bild von diesem Ereignis prägte. Fehlen durfte letztlich in dieser von Männern dominierten Gruppe nicht eine der Frauen, deren Anteil an der konspirativen Widerstandstätigkeit ihrer Männer, Väter, Söhne und Freunde häufig unterschätzt wurde. Der Historikerin Elisabeth Raiser, geb. von Weizsäcker, die Margarethe von Oven noch persönlich kannte, danken wir für ihr Porträt dieser ungewöhnlichen Frau aus dem Umfeld des militärischen Widerstands.

Friedrich Karl Klausning (1920–1944)

*»So fragt nicht mehr nach mir,
sondern laßt mich damit ausgelöscht sein«*

I.

Als Friedrich Karl Klausning am 7./8. August 1944 vor dem Volksgerichtshof steht, ist er nicht nur der mit Abstand jüngste Angeklagte, er ist auch der, dem Roland Freisler am wenigsten anhaben kann. Vielleicht ist dies das ungewöhnlichste Ereignis an diesem aufsehen-erregenden ersten Prozesstag, dem noch viele grausame Schauprozesse im Zusammenhang mit dem 20. Juli folgen werden. Der Hauptmann Friedrich Karl Klausning, gerade einmal 24 Jahre alt, hat bereits mit allem abgeschlossen. Er ist unerreichbar geworden.

Wenige Stunden später – unmittelbar vor seiner Hinrichtung in Plötzensee – schreibt er einen kurzen Abschiedsbrief an seine Eltern in Prag:

Lieber Vater, liebe Mutter!

Heute ist nun über mich das Urteil gesprochen, das dem angemessen ist, was ich getan habe. Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, ist es auch vollstreckt.

Ich möchte Euch nur noch eins sagen. Rückschauend betrachtet, insbesondere nachdem ich die Anführer des Ganzen gesehen habe, kann ich es nur als ein Zeichen göttlicher Gnade ansehen, die es unmöglich machte, daß der Putsch gelang und damit das Chaos und Ende des deutschen Volkes heraufbeschworen wurde. Durch diese Gewißheit kann ich ruhig auf mich nehmen, was mich erwartet.

Wo sich meine verschiedenen Sachen befinden, weiß Tante Martha.

Ich kann zwar für das, was ich getan habe, einstehen, kann es aber nicht wiedergutmachen, und die Schande, die ich über unseren

Namen gebracht habe, nicht wegwischen. So fragt nicht mehr nach mir, sondern laßt mich damit ausgelöscht sein. – Vielleicht ist es eine Beruhigung zu sagen, daß ich ja längst schon irgendwo im Felde hätte bleiben können. Das war mir nicht vergönnt. So laßt es damit zu Ende sein.

Daß ich Euch zu allen Sorgen auch noch diesen Schmerz antue, ist mein größter Kummer. So gilt Euch beiden, Vater und Mutter, in liebender Dankbarkeit mein letzter Gruß.

Euer Friedrich Karl

Als Friedrich Karl Klausing den Satz schreibt: »So fragt nicht mehr nach mir, sondern laßt mich damit ausgelöscht sein«, kann er nicht wissen, was sich inzwischen im Haus seiner Eltern ereignet hat.

Am 6. August 1944, einen Tag vor der Eröffnung des Hochverratsprozesses gegen seinen Sohn, hat mitten in der Nacht auch sein Vater

einen letzten Brief geschrieben. Es ist ein Brief, der ohne Anrede beginnt. Den Sohn hat dieser Brief nicht mehr erreicht.

Das Schicksal hat es mir nicht vergönnt, mit der Waffe in der Hand in Ehren vor dem Feind zu fallen. So mag nun die Waffe, die mich aus dem ersten Weltkrieg heimbrachte und die mich auch in diesem Krieg begleitet hat, meinem Leben ein Ende bereiten.

Vielleicht hilft mein Tod mit, daß unser Volk sich endlich auf seine tiefsten und edelsten Kräfte und Werte besinnt und danach handelt.

Lieber Benno! Lebe wohl, wenn Du noch lebst. Solltest Du einmal in die Heimat zurückkehren, so bleibe Dir selbst treu und wage und kämpfe für Deine ewigen Ideale.

Lieber Friedrich Karl – wenn Du doch eine Kugel gefunden hättest – stirb als Mann.

Lieber Otto! Ich hoffe, daß Du als Soldat kämpfen und vielleicht für Dein Vaterland fallen darfst. Solltest Du den Krieg überstehen, so hege den deutschen Wald und schaffe für Deine Ideen.

Liebe Mathilde – liebe Marie-Sibylle! Tragt als Frauen auch das Schwerste, lebt und dient deutschen Menschen und damit dem Ewigen.

Bringt diese Zeilen zum Staatsminister K. H. Frank und erbittet sie für späterhin für Euch zurück.

Vater

Es lebe Deutschland – es lebe der deutsche Geist, es lebe der deutsche Soldat!

Es lebe die SA. – Es lebe der Führer!

Friedrich Klausing

Es wird nicht viele Abschiedsbriefe von solcher Monstrosität geben, in denen ein Vater seinen gehorsamen Söhnen den Tod fürs Vaterland, seinem verlorenen Sohn aber die Selbstmord- oder Feindesku-

gel wünscht, während er seiner Frau und seiner Tochter den »Dienst an deutschen Menschen« anempfiehlt.

Es liegt auf der Hand, dass der Sohn Friedrich Karl Klausing für einen solchen Wertekanon seines Elternhauses kaum einen anderen Abschiedsbrief schreiben konnte als den, den er geschrieben hat: »Vielleicht ist es eine Beruhigung zu sagen, daß ich ja längst schon irgendwo im Felde hätte bleiben können. Das war mir nicht vergönnt. So laßt es damit zu Ende sein.« Für sich selbst stand er bis zuletzt zu seiner Tat. Mit dem Einblick in seine eigenen Zweifel an der letzten Entschlossenheit einiger Beteiligten und dem Angebot seiner eigenen Auslöschung aus den Annalen der Familie wollte er seiner Mutter und vor allem seinem Vater die Chance eröffnen, ihn und seine Tat zu verleugnen. Er stellte es ihnen frei, ihn – nach archaischen Regeln – aus der Familie zu verstoßen, um selbst damit der Rache und der Sippenhaft zu entgehen.

Doch auch hinter dem unfassbaren Brief des Vaters verbirgt sich eine Geschichte von großer Grausamkeit anderer Art. Als der Rektor Professor Klausing in Prag am 26. Juli bei einer Hausdurchsuchung die für ihn so erschütternde Nachricht erhält, dass sein Sohn zu den engsten Verschwörern des 20. Juli gehört, weiß er – schon aufgrund seiner Alltagserfahrungen mit dem Besatzungsregime in Prag –, was das nun für ihn selbst und seine Familie an Konsequenzen nach sich ziehen würde.

Am selben Tag schreibt er einen Brief an Staatsminister Frank:

Wie ich heute höre, soll mein zweiter Sohn ... wegen Beteiligung oder Verdacht einer Beteiligung an dem verbrecherischen Anschlag auf den Führer in Haft genommen worden sein. Worin die Beteiligung bestanden hat oder bestanden haben könnte, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber schon die bloße Tatsache eines Verdachts macht es mir als Vater unmöglich, das Amt eines Rektors der Deutschen Karls-Universität weiterzuführen und meine Tätigkeit als Hochschullehrer auszuüben, solange nicht die völlige Unschuld meines Sohnes erwiesen ist.³

Klausings Demission wird von Frank am 2. August angenommen. Er empfiehlt, dem hochverdienten Rektor die Chance zu geben, »das zu sühnen, was sein zweiter Sohn verbrochen hat«. ⁴ Am 5. August erscheint in der tschechischen Tagespresse die Namensliste der bis dahin bekannten Verschwörer des 20. Juli, darunter der Name seines Sohnes Friedrich Karl. Die Demission des Rektors ist nun nicht mehr im Stillen zu vollziehen, sondern wird zum öffentlich diskutierten Fall. Im Kreis der NS-Gaudozenten und der SA in Prag beginnt eine hektische Tätigkeit. Klausing wird vollends zum Getriebenen, will sich sofort zum Kriegseinsatz an der Front bei der Wehrmacht oder der Waffen-SS melden. Der SA-Gruppenführer Franz May aber fordert Klausings Selbstmord aus Gründen der Sühne. Nur so sei sein Verhältnis zur Partei und zur SA zu klären und die Ehre der Familie wiederherzustellen. Noch einmal treffen sich die SA-Dozenten mit May in Reichenberg, um zu versuchen, das Urteil abzumildern. »May blieb aber hart und unbeugsam. Letztlich stimmte man überein, daß von der ›Auslöschung‹ der ganzen Familie Klausing, die hinsichtlich der anderen ›Verräter‹ vom ›Führer‹ angeordnet worden war, nur abgesehen werden könne, wenn Klausing sich selbst töte.« ⁵

So kommt es zur Rommel'schen Lösung – der Angeschuldigte muss sich selbst richten, um der öffentlichen Ächtung zu entgehen. Diesen drohenden Hintergrund muss man mitlesen, wenn man den Abschiedsbrief des Vaters liest. Frau Klausing findet den Brief auf dem Schreibtisch, an dem ihr Mann zusammengesunken war. Es ist 3 Uhr früh am 6. August 1944. Am Vorabend hatte der Rektor noch einen Kollegen aufgesucht und ihn gebeten, sich als Doktorvater um die berufliche Zukunft seiner Tochter zu kümmern.

Letztlich haben beide Abschiedsbriefe ihr Ziel erreicht: Die Mutter Marie-Sibylle, die Schwester Mathilde und auch der jüngste Bruder Otto kommen nicht in Sippenhaft und überleben den Krieg. Der älteste Bruder Benno kommt nie aus Russland zurück. Der Kollege des Rektors Klausing in Prag aber, selbst SA-Mitglied, hat später die Witwe Klausing um einen Persilschein gebeten, um wieder als Professor tätig sein zu können, diesmal in der Bundesrepublik Deutschland.

Erich Fellgiebel (1886–1944)

»Man muss eben mal seinen Kopf riskieren«

I.

Unrechtsregime haben die perfide Eigenschaft, sich nicht nur mit vernichtender Härte an ihren Gegnern zu rächen. Als würde es nicht schon reichen, sie zu verfolgen, einzusperren oder gar zu töten, werden oft auch noch ihre Motive in Zweifel gezogen. So erging es den Teilnehmern am Staatsstreich vom 20. Juli 1944. Einem wurde dabei besonders übel mitgespielt: dem General der Nachrichtentruppe, Erich Fellgiebel. Am Tag des Attentats auf Hitler hat der 57-Jährige die Aufgabe, die Kommunikation aus dem Hauptquartier »Wolfsschanze« zu unterbinden und zugleich die Kontakte der Mitverschworenen untereinander zu ermöglichen.

Schon in den ersten Analysen der Gestapo wird Fellgiebel unterstellt, er habe »nichts getan, um das Gelingen des Putschversuches nachrichtentechnisch zu unterstützen«. Ihm habe schlicht der Mut gefehlt. Ein Geheimdienstbericht an den US-Präsidenten listet am 1. Februar 1945 fünf Ursachen für das Scheitern auf; Punkt zwei lautet: »General Fellgiebel hatte versäumt, die Funkverbindungen von Hitlers Hauptquartier in Ostpreußen zu zerstören, so daß die Nachricht von der Bombenexplosion und Hitlers Überleben hinausgelangen konnte, bevor die Verschwörer die Macht übernehmen konnten.« Darauf gestützt, kritisiert Allen Welsh Dulles, während des Krieges Chef des US-Geheimdienstes OSS in der Schweiz, 1946 in seinem Buch *Verschwörung in Deutschland* das »Versagen« Fellgiebels. Dulles wird assistiert von Hans Bernd Gisevius, selbst Teilnehmer am Staatsstreich, der in seinem Buch *Bis zum bitteren Ende* über Fellgiebel schreibt: »Die Fernschreibzentrale wurde nicht gesprengt, sondern nur für Stunden blockiert.« Dieser Teil des Auftrags, für den

Fellgiebel gebürtig habe, »blieb unausgeführt«. John Wheeler-Bennett schließlich, der historische Berater des britischen Foreign Office, behauptet 1953 in *Nemesis der Macht*, Fellgiebel habe nicht einmal seine Mitverschworenen in Berlin angerufen. Versuche, das Bild zu korrigieren, wie der von Oberst a. D. Wolfgang Müller am 16. August 1947 mit einem Artikel in der Zeitung *Das Deutschland der andern*, verpuffen. Ein Millionenpublikum kann 2009 in dem Kinofilm *Operation Walküre* den General als ständig betrunkenen Zögerer sehen, der von Stauffenberg (alias Tom Cruise) auf der Toilette zum Mitmachen erpresst werden muss.

Das ist der späte Triumph einer gezielten Diffamierung. Denn Erich Fellgiebel hat keineswegs versagt. Er gehörte vielmehr zu den entschlossensten Widerstandskämpfern – und er hat sein Metier beherrscht.

V.

Wer eine Verschwörung unter den Bedingungen des Krieges vorbereitet, dazu hoch konspirativ, hat keine Möglichkeit, umfangreiche Vorbereitungen zu treffen, denn die wären schwer geheim zu halten. Aus dem gleichen Grund haben Fellgiebel und seine Mitverschwörer den Kreis der Mitwisser klein gehalten und auf vertrauenswürdige Offiziere beschränkt, auch wenn niedere Dienstgrade durch ihre alltägliche Arbeit mehr Erfahrung im Umgang mit der komplizierten Nachrichtentechnik hatten. Gleichwohl waren die Vorbereitungen so umfangreich, wie Fellgiebel und seine Leute es verantworten konnten, um die geplante Aktion dann auch durchzuführen. Wie sind dann die Vorwürfe zu erklären, Fellgiebel habe versagt? Sie kommen, worauf der Historiker Peter Hoffmann richtig hinweist, nicht aus erster Hand, sondern vom Hörensagen. Keine der Personen, die an vorbereitenden Treffen teilgenommen haben, bis in den Juli 1944 hinein, haben je darüber berichtet, Fellgiebel habe ihnen die Zerstörung der Nachrichtenvermittlung im Sperrkreis I der »Wolfschanze« zugesagt. Zur Verunglimpfung beigetragen haben neben dem Ziel, Fellgiebel zu diskreditieren, auch die Unkenntnis von Sander und anderen Nichteingeweihten über dessen Rolle und eine falsche Deutung seines Verhaltens, nicht zuletzt, weil Fellgiebel bei Telefonaten eine zuvor verabredete Geheimsprache verwendet hat. So erinnert sich Sander, dass Fellgiebel ihm im Hauptquartier mit Verzögerung gefolgt sei. Aber das war kein Zeichen für Verunsicherung. Wahrscheinlich erklärt sich das Verhalten Fellgiebels damit, dass er zuvor mit Hahn telefoniert hat, um Anweisungen zu geben, ehe er Sander folgte. Und natürlich haben Fellgiebel und Hahn vor

der Gestapo ausgesagt, sie hätten sich darauf geeinigt zu handeln, »wenn der Umsturz« erfolgt ist, und keine großen Vorbereitungen gebraucht. Das diene aber dem Ziel, ihre langfristigen Planungen zu verschleiern und Mitverschworene vor dem Zugriff des NS-Regimes zu schützen.

Erich Fellgiebel war derjenige, der aufgrund seiner Position den engsten persönlichen Kontakt zu Hitler hatte. Deshalb trifft dessen Rache ihn besonders, aber auch Fellgiebels Familie. Ehefrau Cläre und Sohn Gert werden am 30. Juli verhaftet und zweieinhalb Monate festgehalten. Tochter Susanne, die in Görlitz arbeitet, kommt neun Wochen in Einzelhaft. Ihren 20. Geburtstag am 2. September kann sie nicht feiern. Aber dem Vater gelingt es, ihr einen kurzen Gruß aus der Todeszelle zukommen zu lassen, wenige Tage vor seiner Hinrichtung am 4. September. In Haft kommen auch Sohn Walther-Peer und dessen Frau Rosemarie sowie Erichs Bruder Hans und dessen Frau Frieda. Wie Walther-Peer später erzählt, habe er seinen Vater in der Berliner Gestapo-Zentrale in der Nachbarzelle unruhig umherlaufen hören. Erich Fellgiebel trägt seit einem schweren Autounfall 1928 ein Metallgestell an einem Unterschenkel und hat dadurch einen akustisch unverwechselbaren Gang. Härter trifft es Walther-Peers Halbbruder Gert. Nach der Haft zum Arbeitsdienst abkommandiert, wird er schwer krank, aber trotzdem nicht geschont, sondern kurz vor Kriegsende zu einem Einsatz geschickt, bei dem er ums Leben kommt – im Alter von 17 Jahren. Er ist möglicherweise der Einzige aus der Familie, der bis zur Verhaftung von der Rolle des Vaters im Widerstand gewusst hat. Denn Fellgiebel hat ihn kurz vor dem Attentat zu sich geholt und ist mit seinem jüngsten Sohn ausgeritten. Eine ungewöhnliche Geste, meint Gerts Schwester Susanne. Leider habe sie nie erfahren, über was sich die beiden unterhielten.

VI.

Den Tod von Erich und Gert Fellgiebel kann die Familie nur schwer verkraften. Das doppelte Trauma hindert sie jahrelang, offen über den Verlust zu reden. Tochter Susanne quält, dass ihr verwehrt geblieben ist, mit dem Vater wenigstens noch einmal reden zu können. Die nächste Generation rührt nicht an die alten Wunden, weil sie spürt, dass die Trauer nicht verarbeitet ist. Eine Annäherung an den Großvater erfolgt nur über die Fotografien, die es in der Familie gibt.

Zu dem Schmerz kommt anfangs materielle Not. Bei der Festnahme 1944 werden Cläre Fellgiebel sämtliche Wertgegenstände abgenommen. Wieder entlassen, will sie die Wohnung auflösen und lädt Interessenten ein. Die Gestapo erfährt davon, unterbindet die Aktion, konfisziert den bisherigen Erlös, setzt dann selbst den Verkauf fort und sackt auch diese Summe ein. So gehen der Familie Geld, Möbel, Wäsche und Schmuck verloren. Sie darf auch die Wohnung nicht mehr betreten.

Nach Kriegsende braucht Cläre Fellgiebel Stehvermögen, um eine Entschädigung und Versorgungsleistungen einzufordern. Am 7. September 1945 berichtet sie ihrem Neffen Fritz, wie es der Familie geht, wer sich wo aufhält und wie die ersten Wochen nach Kriegsende verlaufen sind. Über das Schicksal ihres jüngsten Sohnes Gert ist sie offensichtlich noch nicht informiert, sie wähnt ihn in amerikanischer Gefangenschaft. Cläre Fellgiebel schreibt, dass die Amerikaner freundlich seien, dass sie für die Besatzungsmacht dolmetsche und dass ihr persönlich jede Hilfe versprochen worden sei, als man ihren Namen hörte. Sie solle eine Pension bekommen, man wolle sich für eine Entschädigung einsetzen und ihr eine »gute Stellung« geben. Über eine Begegnung mit zwei US-Offizieren ist sie jedoch nicht so

erfreut. Die beiden waren vor dem Krieg als Journalisten in Deutschland. Sie hätten allerlei private Fragen gestellt und ihr vorgeschlagen, für die Zeitung über ihr Schicksal und ihre Erfahrungen mit den Nazis zu berichten. Das lehnt Cläre Fellgiebel ab. »Wir Deutschen sind darin ja anders, wir schätzen es nicht, unsere persönlichen Dinge in der Zeitung laut auszurufen.«

Zu den persönlichen Dingen gehören auch zwei Jahre später noch die Mühen um den Lebensunterhalt. In einem Brief klagt die Fellgiebel-Witwe 1947, dass sie noch keine Entschädigung erhalten habe, dass sie sich mit Gelegenheitsjobs Geld verdiene, etwa als Dolmetscherin für das britische Rote Kreuz. Ihre Tochter würde sich mit Heimarbeit durchschlagen. Bis Ende der fünfziger Jahre beschäftigen sich Ämter, Gerichte und Anwälte in Nordrhein-Westfalen und Berlin mit ihren Anträgen auf Entschädigung und Versorgungsleistungen. Als bundesdeutsche Behörden von Cläre Fellgiebel einen Nachweis verlangen, dass ihr Mann tatsächlich NS-Gegner gewesen und hingerichtet worden sei, schaltet sich 1950 sogar das Bundeskanzleramt ein und gibt ihr Tipps, welche Nachweise sie einreichen könnte.

Neben dieser Bürokratie setzt ihr die fortwirkende Verleumdung ihres Mannes zu, gegen die die Witwe aber couragiert ankämpft. So beschwert sie sich im September 1952 bei der Bundeszentrale für Heimatdienst über die herabwürdigende Darstellung in der Broschüre »Die Wahrheit über den 20. Juli 1944«. Cläre Fellgiebel führt Zeitzeugenberichte an, in denen Fellgiebels Einsatz gewürdigt wird, und schließt das Schreiben: »Ich möchte nicht, daß mein Mann als ›Versager‹ in die Geschichte eingeht.« Drei Tage später schreibt die Bundeszentrale einen Entschuldigungsbrief. Doch es gibt auch Zuspruch von ehemaligen Mitarbeitern ihres Mannes, die Krieg und NS-Verfolgung überlebt haben – dank der Verschwiegenheit ihres einstigen Vorgesetzten. Denn Erich Fellgiebel hat selbst unter schwerer körperlicher Folter, auch nach seiner Verurteilung, weder Namen noch Einzelheiten verraten.

Über seine eigene Rolle beim Staatsstreich gab er jedoch bereitwillig Auskunft. Dass der Umsturz misslungen war, dürfte den erfolgsgewohnten General bedrückt haben, gerade weil er aus Überzeugung

gehandelt hatte. Gebrochen hat es ihn aber nicht. Als der berüchtigte NS-Gerichtspräsident Roland Freisler ihm beim Prozess sarkastisch den nahen Tod ausmalte, konterte Erich Fellgiebel: »Herr Richter, beeilen Sie sich mit dem Aufhängen, sonst hängen Sie eher als wir.«

Lars-Broder Keil